

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche

Druck und Verlag von C. Handt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zanker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühren: 12 1/2 Pfg. die 10spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Zu der neuerlichen Nervosität einiger Pariser Blätter, die endlich bestimmtes über die

Berliner Marokkoverhandlungen

erfahren wollen, liegt kein Anlaß vor. Wie die „Post, Ztg.“ mitteilen kann, ist es auch gerade Frankreich, das die Verhandlungen ohne sachliche Notwendigkeit hinauszögert. Da der imwischen heimgekehrte Kaiser auch während der Nordlandreise in beständiger telegraphischer Verbindung mit den Regierungsvorstehern in Berlin stand, so war auch nicht zu erwarten, daß gerade bei seiner Rückkehr in Swinemünde Gesichtspunkte für das weitere Verhandeln mit Frankreich festgelegt worden seien; vielmehr mußte alles dafür in Betracht kommende schon früher zwischen dem Kaiser und seinen Ratgebern erwogen worden sein. — In dem gleichen Sinne äußert sich ein halbamtliches Berliner Telegramm der „Köln. Ztg.“: Die Swinemünder Unterredung hat volle Uebereinstimmung in den Auffassungen des Kaisers und des Kanzlers über Marokko ergeben. Dieser Ausgang der Besprechungen war selbstverständlich, da der Kaiser stets auf dem Laufenden gehalten worden war. Es ergibt sich daraus auch, daß neue Beschüsse nicht gefaßt worden sind. Die Verhandlungen zwischen dem Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter und dem Botschafter Cambon werden also fortgeführt. Nachrichten über angeblich unmittelbare oder in allerhöchster Zeit zu erwartenden Abschluß eilen den Ereignissen voraus. Soweit ist man noch nicht fortgeschritten, und damit erledigt sich auch die Behauptung, daß der Reichskanzler dem Kaiser in Swinemünde ein die wesentlichen Punkte regelndes Abkommen über ein zwischen Frankreich und Deutschland erzielt Einverständnis habe vorlegen können. Eingehende Angaben französischer Blätter über Einzelheiten der Verhandlungen beruhen auf gewagten Kombinationen.

Ein eigenartiges Bittgesuch an den Kaiser

unterliegt gegenwärtig der Begutachtung durch das Kaiserliche Zivilkabinett. Der Bürovorsteher Harms in Steglitz bei Berlin hatte kürzlich auf dem Tegeler Schießplatz eine Granate gefunden, die dort schon 45 Jahre gelegen haben muß, da sie einem Modell aus der Mitte der 60er Jahre entspricht. Das Fundobjekt ist inzwischen im Spandauer Feuerwerkslaboratorium entladen und zerlegt worden. Der Finder hat sich in einer Bittschrift an den Kaiser als Kinderlohn die Erlaubnis erbeten, noch jezt, obgleich er längst dem Landsturm angehört, durch Ablegen der Prüfung das Einjährig-Freiwilligenzeugnis zu erwerben. Gleichzeitig bat er noch, ihn zum Unteroffizier der Reserve zu befördern. Es dürfte dies eine der originellsten Bitten sein, die je an den obersten Kriegsherrn gerichtet wurden.

Drachlose Telegraphie durch die Erde.

Bemerkenswerte Erfolge auf dem Gebiet der drachlosen Telegraphie hatten dieser Tage zwei Göttinger Gelehrte zu verzeichnen. Es gelang ihnen, eine drachlose Verbindung nicht nur innerhalb des Allkalwer Nonnenberg bei Hannover, sondern sogar zwischen diesem und der Gewerkschaft Deutschland bei Bessen durch die Erde hindurch herzustellen. Sendes- und Empfangsapparate waren in einer Tiefe von 560 bzw. 450 Metern aufgestellt.

Vor dem Schwurgericht.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Frau Herttha Brandt ließ einen leisen Laut aus; flüsternd zu ihr sprechend, umfaßte sie ihre Schwester. Drüben auf der Geschworenenbank hatte Dr. Haller alle Mühe, an sich zu halten. Nun wußte er, weshalb Alice entgegen ihrem Versprechen gekommen war, sie war es, die ihre einstige Amme veranlaßt hatte, mit zum Gericht zu kommen. Und er konnte sich auch denken, warum. Keiner der anderen Geschworenen bemerkte die tiefe Bewegung Dr. Hallers, sie lauerten alle mit gespannter Erwartung den weiteren Erklärungen des Verteidigers.

Dr. Hartung sah sich abermals nach seiner Klientin um. „Es ist möglich, daß die Aussagen der neuen Zeugin, die lange Zeit im Hause der Eltern der Angeklagten gelebt hat, Frau Brandt bei ihrem unverkennbar leidenden Zustand stark in Mitleidenschaft ziehen möchten. Ich möchte deshalb den Herrn Präsidenten bitten, festzustellen, ob die Angeklagte sich kräftig genug fühlt, der Verhandlung zu folgen.“

Der Vorsitzende des Gerichtshofes, ein bejahrter Herr, aus dessen Antlitz aller Ernst des Richterlebens die angeborne Fremdbildlichkeit nicht hatte verwischen können, richtete bereitwillig die gewünschte Frage an Herttha Brandt.

„Ja; ich bitte, die Verhandlung fortzusetzen. Ich fühle mich wieder wohl.“ Aber Alice merkte, wie eiskalt die Hände der Schwester waren, und mit Besorgnis sah sie der weiteren Entwicklung entgegen.

Der Verteidiger erklärte nunmehr in kurzen Worten, daß sich die Zeugin so spät gemeldet habe, weil sie aus der Lektüre des Zeitungsberichts erst die Kenntnis ge-

Die verschollene Kolonne.

Was zu erwarten war, ist eingetroffen; die Kolonialverwaltung ist gewillt, keine Kosten zu scheuen, um über das Schicksal der nach Angabe der Regier im Caprizipfel von Deutsch-Südwestafrika niedergemachten Kolonne Frankenberg bestimmte Gewissheit zu haben. Eine starke Expedition von 200 Mann, zwei Kompanien, eine halbe Batterie und eine Maschinengewehrabteilung, ist in das fragliche Gebiet entsandt worden. Wir wollen sehr wohl wünschen, daß alle Meldungen von der Niedermelung der vermissten Kolonne bloße Neugierigkeiten sind; bewahrheiten sie sich, dann wird jedoch die abgehandelte Truppenmacht ein rasches und gründliches Strafgericht vollziehen können, was bei der schon seit langem unruhigen Haltung der in Betracht kommenden Stämme auch für die Zukunft von heilsamer Wirkung sein würde. Die Expedition hat gewaltige Widerstände zu überwinden, denn es handelt sich um große Entfernungen. Uebele liegt von Otahandua etwa 700 Kilometer und selbst von Grootfontein 400 Kilometer entfernt. Es wird also längere Zeit vergehen, bis sie ihr Ziel erreicht, zumal da sie, je weiter sie vordrückt, immer mehr mit den deutschen Herrschaft ungewohnten Stämmen rechnen muß. Soffentlich ist die Truppe stark genug, um ihre Aufgabe zu lösen.

Ueber Ueberfüllung des Anwaltsstandes

wird in letzter Zeit viel geklagt. Die Herren Rechtsanwälte haben also das Schicksal der Kollegen von der medizinischen Fakultät teilen müssen, und ebenso wie diese suchen sie sich durch geeignete Warnungen in der Öffentlichkeit zu helfen. Soffentlich haben diese Warnungen, die hauptsächlich den jungen Juristen gelten, den Erfolg, daß die Ueberfüllung der akademischen Fächer aufhört und eine Abwanderung zu jenen Berufen erfolgt, die mehr Aussicht bieten. Das Wort, daß heute alles überfüllt sei, stimmt nicht ganz, manche Berufswege verlangen direkt Menschenmaterial. Allerdings muß tüchtig gearbeitet werden.

Frankreichs Kriegsminister Messimy rechtfertigte auf die von verschiedenen Seiten gegen ihn erhobenen Angriffe hin die Ernennung des

Generals Joffre zum Oberbefehlshaber.

Dadurch sei ein seit langem gehegter Wunsch des Offizierskorps erfüllt und die Trennungswand zwischen dem Stabskommandierenden und dem Generalstabschef beseitigt worden. Die Anerkennung entspricht dem von Japan eingeführten System, das sich im Kriege erprobt habe. Messimy rühmt die drei Generale Joffre, Castelnau und Dubail, denen die höchsten Stellen übertragen sind. Mit diesen drei Männern, deren Talentskraft ihrer Kompetenz gleichkommt, werde ich mich bemühen, so schnell er, die Lehre der Offensive zu entwickeln, deren Geist die Vorbereitungsarbeiten für den Krieg erfüllen soll.

Vom persischen Soldaten.

a. Die unvermutete Rückkehr des Exkhas in sein Land hat in Persien eine Fülle von Komplikationen und Wirren geschaffen, deren Folgen noch gar nicht abzulesen sind. Der von den Gärungen und Revolutionen der letzten Jahre noch durchzitterte Staat wird von Neuem aufgewühlt und wieder zur Stätte des Bürgerkrieges gemacht. Der persische Soldat spielt bei allen diesen Vorgängen natürlich die Hauptrolle.

aber diese Rolle kann naturgemäß nur recht kläglich sein, denn das persische Heerwesen liegt sehr im Argen, und trotzdem man in den letzten Jahren an einer völligen Umgestaltung der Armee arbeitet, hat sich der altgewohnte Typus des persischen Kriegers noch nicht allzusehr verändert. Ein genauer Kenner der persischen Verhältnisse entwirft in einer englischen Zeitschrift ein wenig schmeichelhaftes Bild von den Valerianverteidigern, die unter dem Zeichen des Löwen und der Sonne kämpfen. Wohl gibt es einige nach europäischem Muster ausgebildete und geordnete Regimenter, die von russischen Instrukteuren organisiert sind; das sind vor allem die Rosafentruppen. Die Infanterie aber befindet sich zum größten Teil in trauriger Verfassung. Alle Begriffe und Vorstellungen die wir mit einem Soldaten zu verbinden gewöhnt sind, muß man fahren lassen, wenn man sich jene armenigen Gesellen vergegenwärtigen will, die die Armee des Schahs bilden. Die Kleider hängen in Lumpen um brauchbar es fehlt die militärische Manneszucht und ihre Leiber, ihre Waffen sind verwahrloßt, die Flinten kaum sequente Ausbildung. Das Menschenmaterial ist dafür natürlich nicht in erster Linie verantwortlich zu machen, sondern die größte Schuld trifft die Offiziere. Der persische Soldat ist das Opfer seiner Vorgesetzten, die in ihm nur das Mittel erblicken, um ihre Tücheln zu füllen. In den jährlichen Rechnungen, die die Obersten der einzelnen Regimenter alljährlich ins Hauptquartier schicken, erscheinen z. B. die Kosten für die Uniformen eines vollständigen Regiments von 1000 Mann in durchaus nicht niedrigen Geldbeträgen. Über der Oberst verwendet diese Summen nur selten zu Anschaffungen von Uniformen, ganz abgesehen davon, daß die Regimenter in den meisten Fällen nur 6—700 Mann stark sind. Der Befehlshaber muß sich schon in einer schlimmen Zwangslage befinden, wenn er die nötigen Ausrüstungsgegenstände anschafft. Das geschieht eigentlich nur für die Parade am Geburtstag des Schahs, wenn der Gouverneur der Stadt, in der das Regiment liegt, ein strenger Mann ist, und die entsetzliche Verwahrlosung der Truppen nicht duldet. Im allgemeinen sind die Soldaten auf sich selbst angewiesen, wenn sie ihre Köpfe beden wollen, und sie borgen, betteln oder stehlen sich irgend welche Kleidungsstücke zusammen, in denen sie dann häufig recht seltsam dazustehen. Da sieht man etwa einen, in einen durchlöchernten Filzrock eingehüllt, wie ihn die Bauern tragen, oder einen anderen, der drei oder vier verschiedene Uniformstücke möglichster malerisch um sich drapiert hat; die meisten lassen die eigentliche persische Uniform, einen Kittel und Beinleider aus billiger blau oder rotem Baumwollstoff, nur abehen. Ein Krieger der sich im glücklichen Besitze aller notwendigen Knöpfe befindet, ist eine Seltenheit. Dasjenige Kleidungsstück, das noch am ehesten eine gewisse Uniformität erkennen läßt ist die Kopfbedeckung, eine schwarze, topfförmige Filz- mütze an der eine Kofarbe aus Messing steckt — wenn sie nicht verloren ist. Daß eine also ausgestattete Heeresabteilung kein Bild soldatischen Glanzes darbietet, ist selbstverständlich. Aber beim Anblick eines auf dem Marsch befindlichen persischen Soldatenkorps darf man überhaupt nicht an geordnete Kolonnen, an Richtung- und Schritthalten und all die anderen schönen Dinge denken, die den Stolz unseres Heertrudrills bilden; der Ausmarsch eines Regiments ähnelt vielmehr dem Dahertrotten einer Herde von Zigeunern. Der Soldat führt auf dem Marsch alle seine Habe mit sich,

werden, wollen wir Ihre Verteidigung bis zum Schluß Ihrer Aussage aussetzen. Sie wissen, daß Sie zu beschwören haben werden, alles, was Sie wissen, auszusagen, bei Gott dem Allmächtigen und dem Allwissenden. Denken Sie also daran bei allem, was Sie hier zu sagen haben werden.“

Es folgte die Aufnahme der Personalien, und dann begann Frau Sophie unter Todeschweigen des ganzen weiten Saales, nur einige Male von einem leisen, kaum vernehmbaren Schluchzen der Angeklagten unterbrochen, zu erzählen. Sie sagte in ruhigen, klaren Worten, wie die Verhältnisse gewesen seien, wie die ganze Familie, und vor allem Frau Brandt unter dem harten Druck des Erschossenen gestanden habe, und wie die Tyrannei, die Brandt ausgeübt, nicht zum wenigsten dadurch entstanden sei, daß er sich willkürliche Gewalt über den Sohn des Hauses angemacht habe. Als sie dann berichtete, wie Egon Wedenfeld sie aufgesucht und erzählt habe, wie alles so gekommen sei, ging eine tiefe Bewegung durch den Saal, von der auch die Geschworenen erfaßt wurden. Nur Dr. Haller blieb unbeweglich, wie immer.

Frau Stöppner hatte geendet. Der Eindruck ihrer Aussage war ein bedeutender. Danach stand es also fest, daß der Tote brutale Grausamkeit mit raffinierter Demütigung der ganzen Familie Wedenfeld zu verbinden gewußt hatte, daß keine Frau unter diesen seelisch entsetzlich peinlichen Verhältnissen am tiefsten in Mitleidenschaft gezogen war. Die Frau hatte ihren Mann gefürchtet, wie ein Lamm den Wolf; aber war es so ganz unfahbar, daß in einer neuen Stunde seelischer Marterung sie die Waffe auf den Beiniger ihrer Familie und ihrer selbst gerichtet hatte? Bisher war der Grund für ihre Handlungsweise nicht zu ermitteln gewesen; um leere Streitereien, Familienzwistigkeiten, wie sie in jeder Familie vorkommen,

Ein Riesenspritzenboot.

Die Marokko=Diplomaten.

„Ja!“ lautete die feste Antwort Frau Sophiens.
„Und weiter,“ fuhr der Staatsanwalt fort, „ist Ihnen von Mitgliedern der Familie Wedensfeld, auch von der

Die Marokko-Diplomaten.

Westfalen-Rheinland.

Und bei diesen Gelegenheiten machte dann die Fr
Konſul ihrem Herzen Luſt?“

Uebefahren. Ein 15jähriger Junge versuchte, wie aus vielen Berichten wird, beim Ausweichen der elektrischen Straßenbahn eine vorbeifahrende Kohlenkarre zu überholen. Dabei geriet er dem Bürgersteig zu nahe und stürzte mit dem Rade so unglücklich ab, daß er unter die Karre geriet. Ein Rad ging ihm über den Körper und verletzte ihn derart, daß er bald verstarb.

Ertünnen. Beim Baden in der Nähe von Rees ertrank im Rhein der Sohn der Speisewirtin Schneider aus Melsel.

Die älteste deutsche Zeitschrift.

Als 1561 die deutschen Drudereiverleger die Frankfurter Messe, die größte Deutschlands, besuchten, um für ihre Käufer Bücher zu finden, dabei zugleich mit Berufsgenossen Geschäfte zu bereeden und zu erledigen, da gab es etwas ganz Neues zu bestaunen: ein Druckerzeugnis, das weder Buch noch „Blatt“, das im Julius desselben Jahres geschrieben und gedruckt, daß Paul Brachfeld verlegt war und das sein Herausgeber Jacobus Francus (Konrad Lauterbach), „Relationes historicae“ betitelt hatte. Das deutsche Druckergerwebe hatte, wie der „Frankfurter Zeitung“ von einem gelegentlichen Mitarbeiter geschrieben wird, zum ersten Male ein periodisches Preßerzeugnis hervorgebracht und der Name „Relation“ hat sich für Zeitungen und Zeitschriften Jahrhunderte hindurch erhalten. Der schöpferische Jacobus Francus hatte in der ersten Ausgabe seiner „Relationes“ angekündigt, daß sie halbjährlich wiederkehren sollten, er konnte dies Versprechen halten und die Zeitschrift hatte bald solchen Erfolg, daß sie den Charakter eines offiziellen Messorganes bekam und über 200 Jahre behauptet hat. Erst 1752 stellten die „Frankfurter Weltrelationen“ — diesen Titel hatten sie 1590 angenommen — ihr Erscheinen ein, eine letzte Betätigung dessen, daß der deutsche Buchhandel seinen Schwerpunkt von Frankfurt nach Leipzig verlegt hatte. Diese erste periodische Druckchrift in Deutschland brachte außer kurzgefaßten gelehrten Nachrichten besonders ein sorgsam zusammengestelltes Verzeichnis der wichtigsten Bucherdcheinungen, legte also den Typ der literarischen und bibliographischen Revue fest. So spielte sie für den Buchhandel Frankfurter Stils etwa die Rolle des heutigen Hinrichsdens Bücher-verzeichnisses.

„Haben Sie sich bei Lebzeiten Ihres Gatten für Ihren Bruder verwendet oder Ihrem Bruder Geldzuwendungen gemacht?“

Im Jahre 147
zählten Warwid,
von Dorf der Gei
Festnahl, dessen C
don aufbewahrt w
der Tafel des R
Schweine, 300 R
Pferde, 100 Rani
Malanen, 500 Rebh
Enten, 4 Schildkrö
nach eine ganze Re
welche über dies
einen Blick in die
wurde. Nicht wen
schaft mit 970 R
ist. Verhältnismä
Getränk, es wurde
Wein geleert.

Der den Arbeiter
 menschlich eigenarti-
 ge nach laudert
 liche Wirkung des
 entsetzenden Sta-
 schen von den
 den ausländische
 heitsmäßig zu je-
 fremder Hölzer in
 sich auch die dabu-
 nehmen werden.
 Zeit sehr viel m-
 früher. Infolged-
 Gesundheitsamt zu
 zu äußern. In
 Rasterligen Ge-
 der bisher bekann-
 den bisherigen C-
 zugehörigen Holz-
 Literatur führt die
 matik. Von Hö-
 zungen häufig
 ant insbesondere
 Jamaila, westli-
 chadonopol, z
 indisches Teakhol-
 Battin- oder All-
 chenholz, Eben-
 baum. Das preu-
 werde veröffentlicht
 ants in Nr. 13 de
 die Gewerbeauffi-
 holzarbeiter beson-
 Die Ueber-
 schäftigung v-
 gelt eine neue Ver-
 den Verfügungen
 hoben werden. D-
 gewerblich beschäf-
 des Kinderhugh-
 tungen der gesell-
 durch Vorstellun-
 wetreibenden d-
 des erfirst werde
 dem Kreis Schulins-
 schäftlaffe ist ein
 schäftigen fremde
 schäftigung ist
 Die Verzeichnisse
 und dem Kreisinsp-
 Einsicht vorzule-

„Das Letzte
meinem Mame h
Ich wußte, er wi
„Auch vor l
„Ich wußte
Gregor, mein Mam
überlief ihm, abet
lenstraft, „mein L
beten, um nach
dort wird gut z
Aber mein Mam
er, sei am besten d
Sie schlug die
In vielen Gesich
Fran Stöppner, n
Sie hatte Mühe,
„Und dabei
der auf dem Tis
„Und Sie w
was dann geschä
Ich nichts d
weiß ich nicht m
ohnmächtig zurü
gellagte nicht auf
Der schon ta
sfort hinzu und
Tropfen ein. Zu
Fran Sextia Br
erlangt hatte. Di
ein selbes, aber a
Saal. Einen ein
Nebenfeld zu den
Lage, sie begegnete
sage: „War da
ihre Wangen wie
sah, daß die Zeu
sich, gemein sei, r
sah, wie sie sich
Sie hatte sich dort
und bligte dort

Mahlzeit!

Im Jahre 1470 gab George Nevil, der Bruder des berühmten Warwick, zur Feier seiner Ernennung zum Erzbischof von York der Geistlichkeit und dem Adel seiner Diözese ein Festmahl, dessen Speisearte nach im Reichsarchiv zu London aufbewahrt wird. Bei dieser Gelegenheit erschienen auf der Tafel des Prälaten 80 fette Dänen, 6 Stiere, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 200 Pferde, 100 Rindern, 4000 Tauben, 2000 Hühner, 2000 Ziegen, 500 Rebhühner, 4000 Auerhähne, 8 Seetäuber, 4000 Enten, 4 Schildkröten, 300 Fische, 1000 Schüsseln Gelees und noch eine ganze Reihe anderer Nebengerichte. Die Chronisten erzählen über dieses Riesemahl berichtet, lassen uns zugleich einen Blick in die Küche tun, in welcher dies alles zubereitet wurde. Nicht weniger denn 62 Haushofmeister in Gemeinschaft mit 970 Köchen und 15 Küchenjungen waren beschäftigt. Verhältnismäßig gering ist dagegen das dabei genossene Getränk, es wurden nur 3000 Fässer Bier und 104 Fässer Wein geleert.

Vom sozialen Felde.

Hautkrankheiten von Holzarbeitern. Unter den Arbeitern der Tischlereien und Sägewerke sind mehrfach eigenartige Hauterkrankungen beobachtet worden, die nach sachverständiger Ansicht auf die gesundheitsgefährliche Wirkung des bei der Bearbeitung gewisser Holzarten entstehenden Staubes zurückzuführen sind. Im allgemeinen scheinen von den inländischen Holzarten nur wenige, von den ausländischen dagegen verhältnismäßig viele gesundheitsgefährlich zu sein. Da die Einfuhr und die Verarbeitung fremder Hölzer immer mehr zunimmt, so ist anzunehmen, daß auch die dadurch hervorgerufenen Erkrankungen weiter zunehmen werden. Dafür spricht auch, daß in der letzten Zeit sehr viel mehr Fälle bekannt geworden sind als früher. Infolgedessen hat der Reichsanwalt das Kaiserliche Gesundheitsamt beauftragt, sich zu der Frage gutachtlich zu äußern. In dem daraufhin erstatteten Bericht des Kaiserlichen Gesundheitsamts ist eine Zusammenstellung der bisher bekannt gewordenen Erkrankungen und der nach den bisherigen Erfahrungen als gesundheitsgefährlich anzusehenden Holzarten enthalten. In der wissenschaftlichen Literatur führt diese Krankheit den Namen Satinholzerkrankung. Von Hölzern, bei deren Bearbeitung solche Erkrankungen häufig auftreten, nennt das Reichsgesundheitsamt insbesondere: Ostindisches Satinholz, Satinholz aus Jamaika, westindisches Mahagoniholz, westafrikanisches Mahagoniholz, Rosenholz, afrikanischer Buchsbaum, ostindisches Teakholz, Satin- oder Alasholz aus Guyana, Satin- oder Alasholz von den Antillen, afrikanisches Ebenholz, Ebenholz von den Molukken, Maratibo-Buchsbaum. Das preussische Ministerium für Handel und Gewerbe veröffentlicht das Gutachten des Reichsgesundheitsamts in Nr. 13 des Ministerialblatts vom 8. Juli und weist die Gewerbeaufsichtsbeamten an, diesen Erkrankungen der Holzarbeiter besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Ueberwachung der gewerblichen Beschäftigung von Schulkindern in Preußen regelt eine neue Verfügung des Kultusministers, durch welche die Verfügungen aus den Jahren 1904 und 1909 aufgehoben werden. Die Schule soll feststellen, wieweit bei ihren gewerblich beschäftigten Schulkindern die Bestimmungen des Kinderschutzgesetzes befolgt werden. Wenn Uebertretungen der gesetzlichen Vorschriften ermittelt werden, soll durch Vorstellungen bei den Eltern oder bei den Gewerbetreibenden die Beseitigung des ungesunden Zustandes erstrebt werden. Läßt sich das nicht erreichen, so soll dem Kreisgesundheitsinspektor Bericht erstattet werden. Für jede Schulklassen ist ein Verzeichnis sämtlicher gewerblich beschäftigten fremden und eignen Kinder zu führen. Die Befähigung ist durch Befragen der Kinder festzustellen. Die Verzeichnisse sind für jedes Kalenderjahr abzuschließen und dem Kreisgesundheitsinspektor bei den Schulrevisionen zur Einsicht vorzulegen. Zum 1. Juni und 1. Dezember je-

des Jahres sind den Kreisgesundheitsinspektoren Abschriften dieser Verzeichnisse einzureichen.

Kältezuführung.

Bei der enormen Hitze, die jetzt auch über vielen Teilen Europas lagert, wird selbst der Aufenthalt in den Wohnungen zu einer Plage. In diesen Tagen lehnt man sich Einrichtungen herbei, wie sie in manchen Bauten der amerikanischen Städte schon bestehen, nämlich — Kälteleitungen. Neben den Wärmeleitungen werden zugleich Kälteleitungen angelegt, deren Röhren eine eiskalte Luft in die Räume bringen und dadurch Kühlung herbeiführen. Wie bei den Wärmeleitungen der Grad der Erwärmung zu regulieren ist, so kann bei der Kälteleitung der Grad der gewünschten Verfrühung reguliert werden. Namentlich Hotels und Gewerbetreibende, wie Fleischer, Milchhändler, Blumenhändler usw. machen in Amerika von dieser Einrichtung der Kälteanlagen schon gerne Gebrauch. Nachdem sich die Einrichtung in Amerika bewährt, dürfte es nicht mehr lange dauern, bis wir auch in den europäischen Großstädten derartige Kälteleitungen haben.

Gesundheitspflege.

Ruhen des Leibes und Schlafs. Wie vielen ist der Segen eines Leibesruhens noch unbekannt! Und gerade jetzt, während der heißen Jahreszeit, wo unser Körper durch Ermüdungen so vielfach bedroht ist, ist er von unschätzbarem Wert. Gleich angewendet, beugt er mancher Krankheit vor, da durch den milden Schweiß, den er hervorruft, der Krankheitsstoff zerfällt und ausgeschieden wird. Seine Anwendung geschieht wie folgt: Abends vor dem Schlafengehen wird ein kaltes Sandbad in 20—22 Gradiges Wasser getaucht und 1—2 Mal fest um den Leib gelegt, hierauf wickelt man 1—2 Mal eine wollene Binde, die etwas breiter sein muß, darüber. Diese wird mit drei Sicherheitsnadeln festgelegt, so daß keine Luft eindringen kann. Morgens, wenn der Patient erwacht, wird der Umschlag abgenommen, und jener muß sich mit Wasser von 20—22 Grad Reaumur abreiben, damit die Poren sich schließen und er vor dem Eintritt kalter Luft geschützt ist.

Der Einfluß der Hitze auf den Säugling. Während man lange Zeit die Ursache der sommerlichen Erkrankungen in einer durch die Wärme begünstigten bakteriellen Zersetzung der Nahrung gesehen hat, hat Dr. Lehmann auf Grund umfangreicher statistischer Untersuchungen die Ansicht vertreten, daß es zur Infektion des Kindes nicht nur der zersetzten Nahrung bedarf, sondern daß die Infektionsgelegenheit in solchen Wohnungen bei ungenügender Pflege des Kindes durch vermehrte Bakterienvermehrung eine erhöhte sei. Einen direkten Einfluß hoher Wärmegrade auf den Säugling nahm zuerst in Deutschland Dr. Weinert in Dresden an. Er fand in Dresden ganz bestimmte Wohnungen, in denen die Säuglinge während der heißen Jahreszeit durch Erkrankungen der Verdauungsorgane bedroht sind. Es handelte sich um schlecht ventilierbare Wohnungen, in denen die Bewegung und Feuchtigkeit der Luft gehindert wurde. Nach Weinert stellt die Kindersterblichkeit eine der verheerendsten Erscheinungen der Hygiene dar. Dr. Kleinmiedt in Warburg stellte nun durch klinisch experimentelle Beobachtungen fest, wie sich der Einfluß der Hitze auf den Säugling äußert; er legte nämlich Säuglinge hohen Temperaturen aus unter gleichzeitiger Anwendung von Stoffwechselversuchen. Die Ergebnisse dieser Versuche lehren, daß mehrstündiger Aufenthalt im Wärmegemisch bei den Säuglingen regelmäßig zu Temperaturerhöhungen führt. Mangelhafte Luftbewegung und mangelnde Luftfeuchtigkeit beeinflussen die Temperaturverhältnisse des Kindes im Wärmegemisch. Allgemeinbefinden und Stoffwechsel sind nach den Versuchen nicht gestört.

Leute mit schlechten Zähnen sind naturgemäß in erhöhtem Grade Magen- und Darmkrankheiten ausgesetzt. Sie können die Speisen nicht gehörig kauen, und der Magen ist nicht imstande, unvollständig gekleinerte Nahrungsmittel gehörig zu verarbeiten. Die Folge ist, daß ein Teil der Nahrungsmittel ungenutzt den Körper verläßt. Es muß demnach ein Mensch, der schlecht kauen kann, mehr essen, um auf das richtige Ernährungsgleichgewicht zu kommen, als ein Mensch, der gut zu kauen imstande ist. Das führt aber zu Verdauungsstörungen. Zu erwähnen ist außerdem noch, daß sich in einer vernachlässigten Mundhöhle die eingeatmeten schädlichen Bakterien schnell vermehren. Die Träger einer schlecht gepflegten Mundhöhle sind demnach von den Magen- und Darmkrankheiten bedroht, noch von einer Anzahl anderer Krankheiten bedroht. Aus alledem geht hervor, daß die Pflege des Mundes für die Gesundheit von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

Mit eigenen Empfindungen hatte Erna Weener, die Tochter des Geheimrates, in der stillen Juristen-Loge den Gang der Verhandlung verfolgt. Sie hatte, als sie das Ankommen an den Rechtsanwalt Hartwig stellte, ihr die Anwesenheit bei der Verhandlung zu ermöglichen, eigentlicher nur den Gedanken gehabt, Dr. Haller und Alice Webenfeld zu beobachten. Das hatte ihr die Eiferführung eingegeben. Jetzt während der Verhandlung war eine immer stärker sich entwickelnde Teilnahme in der jungen Dame wahr geworden, die sich darauf gründete, daß sie es nach der Zeugenaussage Sophie Stöppner's, die so bezeichnende Streiflichter auf Egon Webenfeld fallen ließ, für unnötig gehalten hatte, weiteren eiferführigen Regungen Raum zu geben. Sie fing auch jenen Blick auf, den die Weiben wechselten. Aber sie meinte, in dem stummen Wortwusch aus Lothars Auge die Frage zu erkennen: „Warum ist alles dies, was wir soeben gehört, bisher verschwiegen?“ Andere Beziehungen zwischen dem stolzen, erkrankten Manne, der in nicht ferner Zeit die glänzende, so wohl geschäftlich, wie gesellschaftlich glänzende Stellung ihres Vaters, des Geheimen Kommerzienrates Weener, einnehmen sollte, und der Schwester — eines Säufewindes, ja mehr als das, Betrügers waren, unmöglich. — Und damit entsprachen in Erna Weener's Brust sogar menschenfreundliche Pläne: Sie wollte irgend etwas tun für Alice Webenfeld! Das mußte ihr erst recht den Beifall Doktor Haller's erwecken.

„Wir fahren in der Verhandlung fort!“ ertönte die Stimme des Präsidenten, nachdem sich die Anklage von ihrem Unfall erholt und ihr Vermögen erklärt hatte, dem weiteren Verhör zu folgen.

„Herr Verteidiger, haben Sie Fragen an die Zeugin zu stellen?“

Rechtsanwalt Dr. Hartwig verneigte sich gegen den Richter und wandte sich dann an Frau Sophie Stöppner, die an den Zeugenstand zurückgetreten war. Da die Zeugin ohnehin so günstig, wie nur möglich, für die Angeklagte ausgesagt hatte, wurde kaum noch etwas Bedeutsames erwartet, und die ersten Fragen des Verteidigers dienten denn auch nur dazu, festzustellen, daß Frau Gertha

Allerlei.

Eine feine Pleite. Im Konkurs der Berliner Pianofortefabrik Karl S. Hinge gab der Konkursverwalter bekannt, daß, falls es nicht gelingen sollte, eine Reihe von Anschaffungsprozessen durchzuführen, im Höchsthalle 1 Proz. in der Masse liegen bleibe. Der Konkursverwalter machte den Gläubigern den Vorschlag, für ihre Rechnung die Geschäftsführung der Firma Hinge zu übernehmen, um auf diese Weise durch eine bessere Verwaltung der Affären einen Erhöhung der Konkursquote zu erzielen. Die Gläubiger bezifferten sich auf rund 2 1/2 Millionen Mark.

Blutige Streikzelle kamen in Mexiko vor. Streikende Bergarbeiter unternahmen es, Gefangene aus dem Gefängnis zu befreien und wurden dabei mit Truppen handgemein. Letztere schossen, töteten 9 Personen und verletzten 32 schwer. Die Aufregung ist ungeheuer. Man befürchtet, daß es zu weiteren blutigen Straßenkämpfen kommen wird.

Selbstmord auf dem Friedhofe. Auf dem Friedhofe zu Neustadt a. d. S., brachte sich ein 61-jähriger Kaufmann, namens Bartholomäus Streicher, zwei Revolverkugeln in den Kopf bei, die seinen Tod zur Folge hatten. Aus einem hinterlassenen Zettel ging hervor, daß Streicher, Invalid von 1870-71, ohne Heim und ohne Existenz war; er hat ihn in seiner Kleidung, die er trage, zu beerdigen.

Ein Fabrikneubau eingestürzt. In dem neuen benachbarten Grand-Quevilly stürzte ein Fabrikneubau ein. Neun Arbeiter wurden dabei getötet, vier schwer verletzt.

Wie man in Japan Zähne zieht. Der japanische Zahnarzt zieht die Zähne mit den Fingern aus, ohne sich irgend eines Instrumentes zu bedienen. Er greift höchst gewandt mit der einen Hand dem Patienten in den Kieferwinkel, derart, daß er den Mund nicht schließen kann; dann flectet er Daumen und Zeigefinger der anderen Hand dem Patienten in den Mund und zieht, wenn es darauf ankommt, im Laufe von einer Minute 5, 6, 7 Zähne seinem Opfer aus, ohne daß dieses irgendwie imstande wäre, sich dagegen zu wehren. Wenn dieses Verfahren unglaublich erscheint, der wird es leicht begreifen, wenn er erfährt, auf welche Weise die japanischen Zahnärzte auf die Ausübung ihres Berufes vorbereitet werden. In ein schmales Holzbrett werden Löcher gehöhrt, und in diese Löcher werden Plättchen hineingetrieben; dann wird das Brettchen im Erdboden befestigt, und der angehende Zahnarzt muß mit Daumen und Zeigefinger der Rechten die Plättchen — einen nach dem andern — herausziehen, ohne daß er das Brettchen im geringsten erschüttern darf. Diese Übung wird erst mit Tannenholz, dann mit Eisenholz und schließlich mit einem Brettchen aus noch härterem Holz wiederholt, und jedesmal werden die Plättchen fester hineingetrieben. Sobald der junge Arzt die letzte Station auf diesem Wege erreicht hat, ist er für die Ausübung seines Berufes am lebendigen Menschen reif.

Zuflucht.

Unter Kollegen. Ein berühmter Sänger in Paris trat eines Tages in die Bude eines Schuhputzers, um seine Stiefel wischen zu lassen. Als der Mann seine Arbeit beendet hatte, fragte der Sänger, was er zu zahlen hätte. „Nichts!“ antwortete der Mann. — „Aber warum nichts?“ „Ja, das ist nun einmal bei mir Geschäftsbrauch, von Kollegen nehme ich nichts. Sie spielen die Bringen in der Oper, und ich spiele dort abends die Löwen, Bären und sonstigen Ungeheuer!“

Aus den „fliegenden Blättern“. Ausrede. Richter: „Sie sind auf dem Heimwege vom Wirtshaus bei dem Zeugen Tischler über die Hede gestiegen und haben dessen Wirtshaus vollständig geplündert — wie kamen Sie dazu?“ — Angeklagter: „Herr Richter, ich hatte an dem betreffenden Abend einen überaus guten Vortrag über den Nutzen der vegetarischen Lebensweise gehalten — das geschah in der Vegetarierstunde!“ — „Auch ein Grund.“ — „Warum ist denn der Substantiv gar so teuer mit seinen Sommerfrischlern?“ — „Net leiden kann er's.“ — „Trost. Richter (zum Autor, der nach Beendigung seines fünfjährigen enttäuschten Publikums geprügelt wurde): „Trösten Sie sich! — Denken Sie, wenn es fünf Einakter gewesen wären!“

Um Schrieben. „Eine Empfehlung von meiner Mutter, Herr Schmidt,“ sagte ein kleines Mädchen, in einen Materialwarenladen eintretend, „und ob Sie nicht wollten so freundlich sein, ihr zwei Fünfzigpfenniger für ein Markstück zu schicken, die Mark würde sie Ihnen morgen oder übermorgen selbst bringen!“

Brandt wirklich in einer so heftigen Erregung häufig gewesen sei, daß sie ihre Lage als nicht mehr zu ertragen bezeichnet habe.

„Ich hatte mich so sehr nach dem Tode gesehnt“, hatte die Angeklagte zur Erklärung dazwischen bemerkt. Aber jetzt horchten alle Anwesenden bei einer neuen, mit langsame, ausdrucksvoller Stimme vorgetragenen Frage des Verteidigers auf.

„Frau Zeugin, ich möchte Sie fragen, ob Sie es nicht für möglich halten, daß ein anderer die Tat vollbracht habe. Da Sie häufiger in dem Brandtschen Hause gewesen sind, müssen Sie doch wissen...“

„Herr Verteidiger, ich muß Sie bitten, Ihre Fragen auf die Aufklärung von Tatsachen zu beschränken!“ ertönte da die Stimme des Präsidenten. „Was soll die Zeugin haben?“

„Ich wollte nur fragen, ob die Angeklagte vielleicht auch deren Gatte, niemals Furcht vor einem Einbruch, einem Diebstahl geäußert haben?“

„Diese Frage hat aber doch mit der Anklage nichts zu tun!“ wandte der Staatsanwalt ein.

„Ich möchte doch,“ war die gelassene Antwort des Verteidigers. „Es ist doch einen Zeugen, den Buchhalter des Herren Brandt, konstatiert, daß der Verstorbenen 30 000 Mark in Papiergeld in seinem Arbeitszimmer erhalten hatte, und diese beträchtliche Summe konnte nicht mehr ermittelt werden!“

„Darüber kann doch auch die Zeugin keine Auskunft geben!“ bemerkte der Präsident.

„Ich wollte nur fragen, ob die Angeklagte, vielleicht Spuren eines gemeinen Einbruchs festzustellen wären,“ war die Antwort des Verteidigers. „Denn trotz der Aussage dieser Zeugin halte ich die Möglichkeit für nicht ausgeschlossen, daß die Angeklagte an der Tat gar nicht beteiligt ist, daß also ein Raubmord oder eine ähnliche Tat vorliegt.“

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Leute schliefen alle unter freiem Himmel, in ihre Haits gefüllt. Unserem Führer hatten sich beständig sechs Mann angeschlossen, die gleichfalls mit nach Fez wollten. Oft hatten wir auch noch deren mehr zur Seite. Sie griffen gern und hilfsreich zu und sind uns nie zur Last gefallen. Gering und vornehm, gingen sie wie Freunde nebeneinander, für wie Kinder oft bei den Händen führend und Wieder singend. So begleitete uns auf dem ganzen Wege ein Scherif, einer der viele Söhne des Sultans Mulan Hassan, also ein Bruder Mulan Hafids und des Abul Afis. Er war so arm, daß er nicht einmal ein Pferd sein eigen nannte. Er führte sich oft mit Kassim, einem Verber aus dem Rif, der barhäuptig im Zopf munter den ganzen Weg neben den Tieren rannte, immer singend, nur mit einem groben, knapp bis zum Knie reichenden Hemd bekleidet und einen Stod mit sich führend. Ich malte diesen Mann in Fez. Als er sich im Bilde erkannte, flagte er unter Tränen Allah sein Leid; er glaubte ich hätte seine Seele geraubt und nähme ihn nun mit zum Teufel. Ein anderer Begleiter, Schillali, der sein Pferd, einen alten Klepper, uns als Pachtler vermietet hatte, war ganz untröstlich, als das Tier einige Stunden vor Fez in dem heißen Gebirge das Schidjal hundert anderen vor ihm theilte und tot zusammenbrach. Wir konnten uns, da wir noch vor Torresbluk in Fez einreiten wollten, nicht mit ihm auseinandersehen. Andern Tags kam er ins Kondulak und klagte sein Leid. Mit einigen Duros haben wir ihn beschwichtigt; das Pferd war seine einzige Erwerbsquelle. Für das geringe Geld konnte er sich jederzeit ein besseres Pferd verschaffen, als das seine gewesen.

Küßlere um das preußische Kriegsweien verdient, führte dann in den Revolutionstagen die preußischen Garden, eroberte Verdun und entschied die Schlacht bei Vismars. Seit 1793 hatte er den Ruheposten eines Gouverneurs von Graubünden, aber er bewies, daß er diesen Posten auch in der Stunde der Gefahr auszufüllen wußte. Obwohl die Verteidigungsmittel nicht in bestem Zustande waren und er sich auf die zum Teil aus Polen bestehende Garnison nicht recht verlassen konnte, hielt er doch an dem dem König gegebenen Gelübnis fest, die Festung nicht zu übergeben, solange noch ein Tropfen Blut in seinem Körper sei. Im Januar 1807 kam die erste französische Aufforderung zur Übergabe. Mit Entrüstung wies der Gouverneur diese Unverschämtheit von sich. Als dann Savary diese Festung belagerte, wies er jede Bitte um eine Zusammenkunft rüchlos von sich. Der Franzose bellagte sich bitter über die Unhöflichkeit und schickte ihm einen Brief, in dem er bemerkte, der König von Preußen habe ja den Franzosen seine Staaten überlassen und ihnen damit alle seine Rechte eingeräumt. Courbiere aber erwiderte dem französischen Abgesandten lachend, was auch für Preußen gelten möge, für Graubünden treffe jedoch sonderbare Beweisführung jedenfalls nicht zu, hier sei Friedrich Wilhelm noch Gebieter und bleibe es: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es noch einen König von Graubünden!“ Ende Mai begann der Feind eine förmliche Belagerung, aber Courbiere hielt sich gut und fügte dem Feind vielen Schaden zu. So blieb die Festung preußisch, und die tapfere Tat hatte den schönen Erfolg, daß der König beim Friedensschluß dadurch fast ganz Westpreußen erhielt. Courbiere wurde vom König zum Generalfeldmarschall ernannt. Die Zitadelle, die er so treu vor Feindeshand bewahrte, führt heute den Namen des Retters von Graubünden.

Die Entartung der amerikanischen Millionärsöhne.

Die Anklage gegen den jungen amerikanischen Millionärssohn Henry Clay Beattie aus Richmond, der seine junge Frau während einer Automobilfahrt ermordete, ist nunmehr abgeschlossen und bringt einen neuen furchtbaren Einblick in die Entartung, die man gerade bei den Söhnen amerikanischer Multimillionäre so oft beobachten muß. Die Polizei und die Staatsanwaltschaft zählen den 26-jährigen Angeklagten jedenfalls zu jenen Millionärsöhnen, die von Kindheit an mit schrankenloser Freiheit und mährchenhaften Taschengeldern verwöhnt werden und die in dem Gefühl jener Allmacht, die so oft mit riesigem Reichtum verbunden ist, alle Schranken der Gesittung verwerfen. Seit den aufregenden Tagen des Shaw-Prozesses bilden diese Erscheinungen für Amerika eine Quelle wachsender Besorgnis, und in der Öffentlichkeit mehren sich die Stimmen gegen die Multimillionäre, die in ihrem Eifer nach Vermehrung ihres Besitzes in ihren Geschäften völlig aufgehen und sich um ihre Kinder nicht kümmern. Die Geistlosigkeit hat von den Ranzeln gegen die Eltern gewettet, die ihre Kinder ohne Erziehung aufwachsen lassen, und so Verschwenker züchten, die schließlich eine Gefahr für die Welt werden. Die Nachforschungen nach dem Vorleben des jungen Beattie zeigen das gleiche typische Bild: seitdem er als Kind Geld in die Finger bekam, begann er ein wildes, unregelmäßiges und im Grunde sinnloses Verschwenkerleben. Die Verheiratung Beatties kam nur zustande, weil man durch die Ehe den zügellosen Charakter des jungen Millionärssohnes zu bändigen oder zu bessern hoffte. Aber es kam natürlich bald zu Reibungen zwischen den Gatten, die junge Frau warf dem Manne immer wieder sein zügelloses Leben vor, und für die Verhältnisse ist es bezeichnend, daß die Gattin einige Wochen vor der Geburt ihres ersten Kindes das Heim ihres Mannes verließ und zu ihren Eltern zurückkehrte. Das kleine Kind war gerade fünf Wochen alt, als dann der junge Vater die Mutter ermordete. Man nahm ursprünglich an, daß die Leidenschaft für eine verschwenderische Geliebte die Triebfeder der gräßlichen Tat gewesen wäre. Auf Grund der jetzt abgeschlossenen Nachforschungen aber hat die Polizei ihre Ansichten geändert; alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Beattie seine Frau nur ermordet hat, um sie daran zu hindern, den Plan einer Scheidung durchzuführen. Denn er mußte annehmen, daß im Falle der Scheidung sein Vater ihn verstoßen und enterben würde. Eine Woche vor der Mordtat wollte Mrs. Beattie in Richmond bei Verwandten, sie beabsichtigte, am 19. Juli wieder in ihr Elternhaus zurückzukehren. Die Polizei veröffentlichte einen eingehenden Bericht über den Hergang der grauenigen Tat. Beattie suchte am 18. Juli, am Tage vor ihrer Abreise, seine Frau in Richmond auf und lud sie zu einer Automobilfahrt ein. Die junge Frau lehnte das ab, aber die Mutter, die die Tochter nach Richmond begleitet hatte, redete ihr zu, in der Hoffnung, daß die

Fahrt vielleicht zu einer Versöhnung des jungen Paares führen könne. Beattie fuhr dann fort und erklärte, er werde am Abend wiederkommen, um seine Frau zur Fahrt abzuholen. Man erwartete ihn auch, aber er kam erst um 10 Uhr, als Frau Beattie sich bereits angezogen hatte, zur Ruhe zu gehen. Sie kleidete sich jedoch wieder an und bestieg mit ihrem Manne das Automobil. Die polizeilichen Nachforschungen haben nun ergeben, daß Beattie in der Zeit zwischen 8 und 10 Uhr mit seinem Automobil fortfuhr und 15 Meilen von der Stadt entfernt auf der Landstraße sein Gewehr am Wege verbar. Er merkte sich die leicht kenntliche Stelle an einem Baumstumpfe, und als er dann nach zehn mit seiner Frau wieder hier ankam, hielt er den Wagen an und kieg mit ihr aus. Dann packte er im Dunkeln das Gewehr, richtete in der Finsternis die Mündung der Waffe bis auf 30 Ztm. auf den Kopf der jungen Frau und schöß sie nieder. Den Leichnam setzte er dann in den Wagen, brachte ihn der Mutter der Ermordeten und dem 5 Wochen alten Kinde, und erzählte nun das Märchen von einem unbekannten Mörder, der Mrs. Beattie niedergeschossen habe, worauf auch die Polizei sofort mit Hundspuren suchte, aber keine fand. Die Haltung des jungen Mörders im Gefängnis zeigt den gleichen eisernen Gleichmut, den er bereits bei der Voruntersuchung zur Schau trug. Er hat der Polizei jede Antwort verweigert und blieb auch bei Anwendung des „dritten Grades“ noch standhaft. Täglich empfängt er eine Menge von Briefschaften, die er in aller Ruhe erledigt, dabei raucht er Zigaretten und spielt auf seiner Gitarre. Dem schrecklichen Tode seiner Frau gegenüber zeigt er die größte Gleichgültigkeit, und auch die nun erhobene Anklage wegen Mordes schien ihm nicht den geringsten Eindruck zu machen. Die Verteidigung hat sich natürlich bereits entschlossen, wegen Entartung und Irrenn Schuldlosigkeit zu beantragen, aber die Geschworenengerichte in den Südstaaten sind in diesem Punkte hartnäckiger als die Geschworenen im Norden der Union und lassen sich durch psychiatrische Gutachten gewöhnlich nicht davon abhalten, einen Mörder für seine Tat auch büßen zu lassen.

Russisch!

Eine heitere Geschichte von Uwin Römer.

(Nachdruck verboten.)
Es war köstlich langweilig in Bad Homburg. Ganz wie mein braver Hausvater es für meine überanstrengten Nerven gewünscht hatte. Selbst der „gelbe“ magere Geiger, der fünf Jahre bei einem russischen Großfürsten Hauskapellmeister gewesen war und aus dieser Periode allerlei romantische Märchen Geschichten zusammenzuflicken liebte, konnte mich keine vierundzwanzig Stunden unterhalten.
Ich vergrub mich in die Einsamkeit. Das heißt, wenn es mir gelang, den würdevollen, sich jäh haltenden fünfzigjährigen, der mir beim Frühstück ein paarmal gegenüber gesessen hatte und sich dadurch verpflichtet fühlte, mir beim Spaziergehen Gesellschaft zu leisten. Er hatte etwas mehr Medebüchse, als das meinen beiseidebenen Ansprüchen zusagte. Aber sein beinahe kindlich verwehendes Lächeln, sowie seine lebenswichtige Art beim Erzählen entzückten mich jedesmal. Er war weit und oft gereist, wußte in aller Herren Ländern so ziemlich Bescheid, plauderte von Paris und Bordeaux so orientiert wie von Warschau, Moskau oder Odessa, ja selbst Amerika war ihm nicht fremd, obgleich sein Wissen ziemlich oberflächlich annahmte, wie ich durch gelegentliche Zwischenfragen feststellte.
Eines Tages nannte er auch seinen Namen: Professor Ampel. Ich erwiderte die Höflichkeit und fragte dann, weniger neugierig, als eine etwas gähnliche Pause zu beenden:
„Geograph, Herr Professor?“
„Halb und halb das auch!“ entgegnete er lächelnd und ohne jede Verlegenheit.
„So sind Sie in der Hauptsache Philologe?“
„Benignus spreche ich alle europäischen Kulturprachen!“ rühmte er sich, nicht ohne Stolz.
„Das ist ja phänomenal!“ sagte ich voll Bewunderung. „Alle?“
„Er nicht, sicherlich mit einem heimlichen inneren Lachen über mich stümperte, der von den meisten dieser Idiome keine Ahnung hatte.“
Von da an hatte ich einen erhöhten Respekt vor meiner neuen Bekanntschaft.
Eines Mittags — ich hatte in meiner Gängematte zwischen der mächtigen Föhrengruppe im Augarten jenseits meines Verandaungsschattens beendet, traf ich vor dem Kirchhaus eine Gruppe aufgeregter Menschen, Kuragie, Kellner, Hausdiener, den Kuragiewirt mitten unter ihnen, die dem lebhaften Medebistrom einer hübschen, schwarzlockigen und glühenden Dame lauschten, zu jedem Satze aber, der ihren etwas sinnlich gewölbten roten Lippen entlockte, ratlos die Köpfe schüttelten.
„Ach, wenn Sie uns doch helfen könnten!“ rief mich der Wirt an.
„Ja, was gibt's denn hier?“ forschte ich, nicht ohne Interesse für die hübsche Fremde.
„Die Dame ist eine Russin, die kein Wort Deutsch versteht!“

Aber auch kein Wort! Und von uns hier versteht wiederum kein Mensch ein Wort Russisch!“ erklärte er.
„Ich auch nicht!“ sagte ich, kleinlaut und beschämt. „Aber da ist doch der russische Geiger, der...“
„Der ist heute mit der Kapelle ja nach Dornseifen beurlaubt und kommt erst morgen zurück!“
Da fiel mir Ampel ein.
„Oder, gehen Sie mal nach hinten zu den Kiesenhöfen,“ wandte ich mich zu dem Herrscher der Piffolos, „und bitten Sie den Professor Ampel, hierher zu kommen. Der Herr spricht, Gott sei Dank, alle europäischen Sprachen!“
Und Ampel kam. Schnell legte ich ihm die Situation klar. Er nickte nur und wurde ein wenig rot. Dann aber wandte er sich mit einem schönen Lächeln an die Fremde, machte ihr eine sehr artige Verbeugung und sprudelte darauf einen langen Satz in einem mit vielen Konsonanten gepolsterten Idiom hervor.
Das also war Russisch. Ganz ohne Zweifel. Denn das hübsche Gesichtsfeld veränderte sich bei den ersten Worten ihren bestimmten, halb ganzweilend gewesenen Gesichtsausdruck, zeigte dem Professor die Hand und lächelte glücklich.
„Großartiger Kerl!“ dachte ich, stolz auf seine Bekanntschaft und nicht dem Werte gionnerhaft zu. Da jedoch änderte sich plötzlich das Lächeln in ein schmerzhaftes. Ganz deutlich hübsche ein ungemessenes Erlaunen über die eben noch strahlenden Züge.
Hatte ihr Ampel eine Stillschaltung kundgetan? Zerstörte er Hoffnungen, die sie hierher geführt haben mochten? Pausenlos redete er auf sie ein, offenbar um ihr Mut zuzusprechen, während ihre schönen Augen sich ängstlich weiteten. Unsicher flegten ihre Blicke in die Runde, um dann plötzlich wieder auf den Professor hasten zu bleiben, dessen Wechselschönung des russischen Idioms geradezu unheimlich erschien.
Plötzlich überfiel sie ein schreckliches Zittern. Sie tat einen Aufschrei, griff sich voll Entsetzen mit beiden Händen an die Schläfen und stürzte davon, im Laufe noch grauerfüllte Blicke auf den Sprecher zurücksendend.
„Was haben Sie ihr denn so Gräßliches mitgeteilt, Herr Professor?“ fragte ich.
Er legte behutsam den Finger an die Lippen, sah mich eine Weile geheimnisvoll an und führte denselben Finger dann bezeichnend gegen die Stirnmitte.
„Ah!“ rief man im Kreise ringsum und nicht verständnislos. Bei Föhrenhall war nämlich eine Heilanstalt für Geistesgekränkte. Nun wußte man alles. Natürlich! ... Und der Wirt telefonierte ohne Verzug an den Anstaltsleiter.
Es war aber trotzdem ein Rertum gewesen. Als der interessante Großfürstlicher am nächsten Tage von der Geschichte erfuhr, eilte er sofort reich in die Heilanstalt, um die ihm nachgerückte Wirtschaftelevin von den Gittern seines Großfürsten zu befreien. Denn wenn sie auch krank war, so sah es ihr doch mehr im Herzen als im Kopf und war nur durch Föhrenheit und nicht durch Kaltblütigkeit zu heilen. Und am Abend gab es eine richtige Verlobung.

Der Geiger aber als Dolmetscher berichtet mir, was Professor Ampel dem hübschen Flüchtling alles vorgeplaudert hatte.
„Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen!“ hatte er begonnen. „Ich bin der Professor Ampel aus Paris! Vor allerhöchsten Herrschaften schon habe ich meine Künste zeigen dürfen. Und es wird mir ein Vergnügen sein, auch Sie in die tiefsten Geheimnisse der Magie einzuführen!“ ... Gleich hinterher hatte er ein anderes Negativ gezogen: ob sie ein Taschentuch bei sich habe. Es brauche nicht einmal ganz sauber zu sein. Dann hatte er in süßen Tönen um ihre Taschenuhr gebeten, um sie in einem Würfel zerstampfen zu dürfen. Zuletzt aber war er noch viel unheimlicher geworden: „Haben Sie nicht Lust, sich von mir den Kopf herunternehmen zu lassen?“ hatte er sich erkundigt. „Nur, bitte, nicht ängstlich. Es tut gar nicht weh. Und nachher leim' ich ihn wieder auf, daß kein Mensch etwas merken soll.“
Da hatte sie voll Grauen die Flucht ergriffen.
Ich war im ersten Augenblick verblüfft über diese Entfällung. Aber schon dämmerte auch die Erkenntnis auf in mir, was mein rebelliger Professor in best verführerischen Tönen betriebe hatte, und wie weit er aus beruflichen Gründen heraus, die sämtlichen Kulturprachen Europas beherrschte. Er hatte sich zweifellos wie weiland Doktor Faustus, „der Magie ergeben“ und die nötigen Phrasen für seinen Vorstellungszauber „mit heiligem Bemühen“ eingeübt.
Von dieser Erkenntnis bis zu einem freigen freilichlichen Lachen war nur ein Schritt.
So heiter war ich lange nicht gewesen, und Föhrenhall war eigentlich ein ganz belustigender Platz! ...
Ampel freilich war verschwunden. Ein Telegramm habe ihn nach London gerufen, ließ er mir mit seinem Abschiedsgrüße durch den Kellner mitteilen. Aber das Amüsament über sein wundervolles „Russisch“ erneuerte sich noch manchen lieben Tag.
Von Nechts wegen ließ Ampel übrigens Gampel und hantelte aus Nizdorf. Ein Varietés-Direktor hat es mir unlängst verraten. Aber wer die sämtlichen Kulturprachen Europas so beherrscht, hat entschieden das Recht, sich zu italienisieren und Nizdorf gegen Paris einzutauschen. In dieser Frage siehe ich ganz auf seiner Seite! ...

Ein Denkmal für Ampere.

Ein Denkmal, mit dem eine rührende Geschichte sich verknüpft, wird am 6. August feierlich in dem kleinen Dorfe Polennieux in der Umgebung von Lyon enthüllt werden: ein Denkmal für Ampere, dessen Name in der Geschichte der Elektrizität fortleben wird, solange die Menschheit elektrische Kraft benutzt. Wenn eine französische Stadt sonst einem berühmten Sohne ein Standbild errichtet, wählt man gewöhnlich zur Einweihung den Geburtstag oder den Todestag des Mannes, dem die Ehrung gilt. Ampere ist in Polennieux geboren und ist auch in der kleinen Gemeinde gestorben, aber der Gemeinderat hat doch beschlossen, für die feierliche Einweihung des Denkmals den 5. August zu wählen, den Jahrestag der Entdeckung des großen Forschers. Denn an diesem Tage fand einst ein Jüngling seinen harmonischen Abschlus, das in blutiger Stunde begonnen hatte, um im Sonnenschein zu enden. Amperes Vater war im Jahre 1793 unter dem kalten Fallbeil der Guillotine gestorben und lange konnte der liebende Sohn diesen grauen Verlust nicht überwinden. In jenen Tagen lebte er fast nur der Einsamkeit und seinen botanischen Studien, und täglich wanderte der junge Ampere stundenlang in den Feldern und Wäldern der Umgebung von Polennieux forschend und sinnend umher. Auf einer solchen Wanderung begegnete er einem schönen Tages einem jungen Mädchen, das in der Gegend fremd sein mußte, denn er hatte es noch nie vorher gesehen. Sie kam aus Paris: an dem unheilvollen Tage, da man den alten Ampere im Rartey zur Guillotine schleifte, stand das Mädchen auf der Straße. Als der traurige Zug vorüberkam, sah sie, wie der alte Ampere sein Taschentuch in die Menge warf und dabei rief: „Welche mitleidende Seele wird dies meinem Sohn überbringen?“ Das Mädchen nahm das Tuch auf und suchte nach dem Sohne des Toten, bis sie ihn endlich in dem friedlichen kleinen Dorfe bei Lyon fand. Allein und zu Fuß war sie von der Hauptstadt über Berg und Tal gewandert, um den letzten Wunsch eines sterbenden Vaters zu erfüllen. Zwei Jahre nach der ersten Begegnung waren dies junge Mädchen und der junge Ampere ein glückliches Paar. Das Denkmal, das jetzt am Jahrestage dieser Hochzeit enthüllt wird, ist so aufgestellt, daß der Blick des verewigten Gelehrten weit hinausschweifen kann über das Feld, wo er einst die zukünftige Gefährtin seines Lebens zum ersten Male sah.

Mittags, wenn der größte Marktteil hinter uns lag, bot unter Führer stets ein lächerliches Bild. Er taumelte auf einem Padesel hinter uns her, während er früh neben dem Tiere einharrte. Das war die Zeit seines Riffraufes, und von dieser Passion des Riffraufens aus der kleinen Tonpfiste war er nicht abzubringen. Lächelnd mit halb geschlossenen Augen, schwante er bedenktlos nach allen Seiten und lachte, wie ein Betrunkener, seine paradiesischen Träume in einformigen Melodien, während die Begleiter ihm lauschten, sich aber alle des Rauchens enthielten. Doch einmal fiel „Kadadu“ aus allen seinen Sinnen einer großen Schilddrüse, und an diesem Tage brachte ihn dann noch ein Donnerwetter seinen Willkür zurück.
Nur der letzte Markttag ging durch des fahles Gebirge über verschiedene Pässe. Links und rechts lagen Kadaver und Geleite gefallener Kamels, Pferde und Esel, ein graufiges Bild des Todes. Schon seit dem frühen Morgen sagten uns die Leute, daß wir bald Jez erreicht haben müßten; merkte man doch an den belebten Wegen die Nähe der Stadt. Vornehme Araber ritten schweigend vorüber, verhöllte Frauen, von Eunuchen begleitet, strebten der Hauptstadt zu, denn dort feierte man das Mulubfest, das Geburtsfest des Propheten Mohammed. — Endlich tauchten Olivenärten auf, der letzte Paß ist an einem berühmten Seitentumme erreicht, in der Ferne schimmern die schneebedeckten Gipfel des Atlas hinter Sefru — da endlich sehen wir die prächtige Maurenstadt mit ihren gewaltigen Mauern und Zinnen und den zahlreichen Moscheen! Dazu das festliche Treiben vor der Stadt! Wir durchschritten das große Zeltlager der Sultansmahalla, sahen an der Rasbah der Schara eine prächtig gerittene Fantasia von hundert Leuten, und zogen dann, durch das Bab Segmar und Bab Mahrog reitend, über den Jez in Al-Fez ein.

bedt die Fluren und grauer Winterhimmel ist über ihnen. Aber der Wanderer steht schon in seinen Gedanken, wie der Pfingst im Berg die Erde aufreißt, und sieht die Stuten grünen, er hört Herdentriller unter

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Steine, deren Glanz erborgt.

Kriminal-Novelle von Johanna Zunk-Friedenau.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich bin noch so elend; laß mir heute noch Ruhe; ich bin zu matt, um viel zu reden.“

Und Johannes Rosner ging; küßte ihr zum Abschied den Mund und sagte ihr, wie er sich freute, daß sie so verständig sei.

Und an seinem Bett sah sie wie bestrahlt er sich fühlte, daß es seiner Verehrtheit gelungen, ihren Willen zu beugen, und er ahnte gar nicht, wie weit sie sich heute von ihm entfernt hatte, wie fern er ihr gerückt schien, wie ihre Liebe zu ihm ins Schwanken geraten sei. — Ein Weibchen nachher blieb sie ruhig sitzen; kein Friedrich Karl schloß schon; sie trat an sein Bett.

Als sie in die friedlichen Züge des Kindes blickte, fiel ihr die Abschiedstrennung mit dem Verstorbenen wieder so recht auf.

„Wag, vergib mir!“

Sie kamen für die erlösenden Tränen; mit ältlichen Armen schloß sie sich, um den Jungen nicht zu weiden, ins andere Zimmer.

Der Schmerz verlangte sein Recht und die gequälte Liebe drängte sich mit aller Macht noch einmal hervor. Sie schloß sich in sich hinein. Lange, lange ließ sie so.

Dann war die Freundin, die in der Nebenküche wohl alles mangelndes hatte, zu ihr gekommen.

„Maria, nicht mehr weinen! Nimm dich auf, Maria!“

„Ich habe ihn doch so lieb, so lieb!“

„Du mußt es verwinden, Maria, du mußt deinen Stolz zu Gasse rufen.“

Und behutsam, wie bei einem kranken Kinde, nahm sie Marias Kopf und betete ihn in ihren Schoß.

Mit milden, guten Worten war sie ihre Stille geworden in ihrer höchsten, festlichen Not; eine treue, bewährte Freundin.

„Gieh, Maria, heute ist es gekommen, was ich im voraus ahnte, süßeste für dich. Dein Johannes, gute nicht aufkommen, ich will dir nicht wehe tun, — dein Johannes ist eine ganz andere Natur als du. Eure Gegenstände haben sich angezogen, aber bei der ersten Gelegenheit, als es galt, auseinanderzuweichen, — floßen sie auseinander. Und ein Segen ist es, daß es heute, vor der Ehe so kam.“

Wie wäre euer Zusammenleben geworden? Es hätte Euch beide — dich zuerst, elend gemacht. Ihm fehlt die Ehrfurcht vor dem Weibe; ihm mangelt jene Stärke, die zu einem Zusammenleben in einem



„Ich kann dir hier auch nicht helfen und setze mich unnütz dem Gerede aus. Einen guten Rechtsanwalt will ich dir besorgen und Geld, so viel du brauchst, hinterlassen! Das ist das Beste, was ich tun kann!“

„Also Geld, Geld willst du mir lassen! Einem Mann, der dich nicht liebt, einen Mann, der dich nicht liebt, einen Mann, der dich nicht liebt?“

„Was brauchst du? Hast du nicht selbst Rechtswahl? Das ist dein Recht; du willst mich nicht auf die Probe stellen! Um Himmels willen, quäle mich nicht länger!“

Sie trat ihm entgegen und zwang ihn zum Stehen; angestrichelt lachte sie seinen Will.

Da sah er sie an; in ihrer Erregung schien sie ihm wohl schöner denn je.

„Du beugst er sich zu ihr, um sie zu küssen.“

„Du weißt gar nicht, wie entzückend du in deiner Sympathie bist.“ — Sein Arm wandte sie zu ihm.

„Aber sie, sie küßte es heute noch, wie selbst ihr mit einem Male seine Geduld war, sein Fuß, den sie sonst erhebt hatte!“

„Weil nach hinten beugte sie sich, so daß sein Mund nur ihren Hals traf.“

„Einen Schritt trat sie von ihm zurück; er hatte ihr so wehe mit seiner Zärtlichkeit getan. Verrückt drehte Johannes Rosner sich um.“ — „Denn nicht! Das ändert an der Sache nichts! Erzähl mir jetzt, was ich noch nicht aus der Zeitung weiß!“

Sie küßte, wie ein kalter, eisiger Schauer sie durchdrann; küßte, wie ein kalter, eisiger Schauer sie durchdrann, küßte, wie ein kalter, eisiger Schauer sie durchdrann.

„Dann hatte sie wieder Gewalt über sich. Sie war ja nicht mehr ein Mädchen von 20 Jahren, welches jung und ohne Erfahrung im Leben steht.“

„Ruhig legte sie sich ihm gegenüber und tat ihm seinen Willen.“

„Und der Mann?“

„Er freute sich, daß sie so schnell seine Absicht begriff, sich seinem Vorhaben beugte.“

„Zu Hause, in seinem Zimmer, hatte er sich die Unterredung viel schwerer vorgestellt.“

„Dann befragte sie den ganzen Vorfall noch einmal; Maria war es, als wäre der Mann, der ihr gegenüber im Sessel saß, mit einem Male ein ganz Fremder für sie.“



Die Stille des Domes findet in der italienischen Kirche eine originale Ausprägung: man ist in vielen Fällen dazu übergegangen, die mittelalterlichen Wandmalereien durch Gänge zu ersetzen. Der Dogenpalast, der von Orben umgebenen Gänge ein Wandgemälde. Die Wandmalereien können jedoch, wobei sie natürlich ihre Anweisung nicht abgeben dürfen. Bei den offenen Gängen sind stets mehrere Soldaten bereit, auf das Ansehen des Ganges hin herzuweichen, aber trotzdem hat die Verwendung der Wandmalereien zu einer wesentlichen Erparnis am Raummaterial geführt; wo die Wände sonst von sechs oder neun Leuten besetzt wurden, genügen jetzt drei. Die Gänge werden sehr streng gehalten, bekommen als Belohnung für besondere Verdienste viel leichtes noch misshandelt werden. Die Fälle, daß man die Soldaten schlafen antreffe, sind bei den Dogenpalast so gut wie ausgeschlossen. Die vierbürtigen Gänge versehen ihren Dienst mit dem größten Eifer, ja mit kameradschaftlicher Gesinnung bewachen sie bisweilen ihre Regimentskameraden vor peinigenden Übergriffen. Bei einer nächtlichen Wache hat der Major Gaudi beobachtet, wie ein Wandgemälde einen schlafenden Soldaten vor dem Dogenpalast durch Stühle anstieß. Im Schlosslaboratorium hat der vierbürtige Soldat vor kurzem einen Diebstahl verübt, an dem ein Soldat als Komplize beteiligt war. Das Tier kannte den Soldaten und ließ ihn ruhig passieren; es witterte jedoch die in der Nähe stehenden Heferscheiter, ein paar Hühner, und schlug so wild an, daß sogar der Soldat nicht mehr Zeit fand, vor dem Eintreffen der Wache zu fliehen.

Denkspruch.

Im Glücksmachen liegt das Glückselbst. Emil Rittershaus.



Antiquarische Toilettegeschmiffe. Professor Hinders- gott, der berühmte Archäologe, brachte unlängst nach London eine interessante Reliquie mit, die einem Grabes ent- stammt, das vor rund 4000 Jahren angelegt wurde. Es ist ein kleiner kunstvoll in Metall gearbeiteter Topf, in dem sich altägyptische Gesichtsmaske befindet, mit der die vier- vierzig Jahrhunderten verstorbenen Königin die Verthe ihres Antlitzes hochhuldig zu beugen mußten. Die Maske hat die Jahrhunderte sehr gut überdauert und vertritt noch heute einen guten ersten Eindruck. Sie war das Eigentum einer Dame von Rang, die zur Zeit der sechzehnten Dynastie, gegen 1700 v. Chr., lebte. Ihre künftigen Toiletten- geräte wurden ihr mit der letzten Angehörigkeit gegeben. In dem Sarkophagus, in dem man die Mumie fand, lagen neben ihnen auch ein Gürtelgürtel und dann in einem hübsch geflochtenen Korbchen die übrigen „Toilettegeschmiffe“. Da fand man ein Präparat, das dazu diente, die Augenbrauen zu schwärzen, ein kunstvoll geschlitztes Horn, das das Gesicht, und eine kleine Schale aus blauen Marmor. Daneben fand man allerlei Porzellan, Skulpturen, Schalen mit Nüssen, Datteln und anderen Früchten. Ein bronzenes Näbenschmuck war nicht vergessen worden. Ein bronzenes Zrennumesser, ein kleiner Schüsselchen, zwei Kleinfächer und ein Fächer, der man der Toten mit ins Grab gelegt. Die aufgefundenen Gegenstände liegen bei Theben in einem Tale nördlich der berühmten Königsgräber.



Wer war die erste Suffragette? Auf diese Frage gibt der „Margaret“ folgende Antwort: An einem Dezemberabend des Jahres 1848 erschien in Paris plötzlich eine „Würgerin“ im Café de l'Europe in der Rue du Temple; sie trug ein rotes Kleid, blaue Schürze, eine Krallenhalskette und auf dem Haupte die berühmte phrygische Mütze. Das war die erste Suffragette. Sofort tauchte das Schlagwort von der „Republik der Frauen“ auf und mit ihm kamen schranken- lose Ansprüche. Die Männer im allgemeinen und die Ehe- männer im besonderen erhielten den Titel „Tyranen“. Ein Frauenklub, der Klub der „Selbstverwirklichung“, wurde ge- gründet. Phantastische Ideen tauchten auf, man verlangte die Errichtung eines regelrechten Frauenparlaments im Senate, von dem alle Männer ausgeschlossen sein sollten. Diese leben-

redten Gefchlechte nützlich ist. Ihr hättet nehmend an einander eingelebt haben, weil Ihr nie eins gewesen wäret in dem großen Bragan, der den Schin des Fortepfannens des von allem, was ihm gefallt, hat. Ihr seid ein großer Geist, der sein Leben leben will, ohne zu fragen, wie kommt der andere dabei aus? Ihr tagt den Kampf mit dem Leben nicht, und der Welt die Weltgefahr hinter ihm steht, und der Welt die Welt der großen Seele gefaltet hat. Und gerade das, die durch seinen Verstand den Mann ist, der nicht gelernt hat, gerade du, bist es später als sein Leben noch und noch nicht mit ihm gekommen, und das nicht hätte dir dein Leben gegeben, wäre nicht leicht dir die Befriedigung gegeben.

8. Kapitel.
In einer kleinen Villa.
„Grete, Mädchen! Komm! einmal herein!“
„Ein alter, weißhaariger, elegant gekleideter Herr
rief in den Garten hinein. Selbstlosig sprang ein
kleines, kaum fieschjähriges Mädchen die Stufen einer
schönen Seitentreppe, die in das Haus führten, hinauf.
„Hier bin ich, Vater! Was soll ich?“
„Komm hinein!“
Das hübsche, schlanke Ding im schiden schwarzweißen
Sportkleid folgte dem Rufenden in ein mit vor-
nehmer Eleganz ausgestattetes Esszimmer.
„Mum, Vater! Ist's denn so eilig?“
„Eben ist ein Brief aus Hamburg angekommen,
eine Zehnnot auf meine Offerte als Muttergeheim.“
„Aus Hamburg?“
„Ja Grete, der Hamburger notiert doch ich

„Wirst du hinfahren?“
 „Warum denn nicht? Aber auf Hohenort wohnt
 ich recht, und wenn es sich um ein methodisches Gelfordien
 handelt, dann bekomme ich auch wohl Gelegenheit, die
 Steine zu sehen.“
 „Still.“
 Der alte Herr presste dem Mädchen die Hand auf
 den Mund.

„Wenn das jemand dort.“
 „Sicher in unterm stillen K. hören die Leute nie!“
 „Sie halten sich doch alle für den reinen, alten Con-
 fessing, aber aus innerer geometrischer Zeichnungen mach.“
 Wieder sagte das kaum erwachsene Mädchen, aber
 es war ein heftiges Lachen, welches dem so süßigen,
 weichen Gesicht alle Lebenskräfte nahm und ihm einen
 verheerenden, gewöhnlichen Ausdruck gab.
 In diesem Lachen enthielt sich die Seele des
 Kindes, und diese Seele war gemein und heftig.
 „Dann mach dich bereit, wir wollen beide jün-
 ger werden.“

„Das ist feil! Dann faden wir zu gleicher Zeit
mieber die Glare und der Ginter auf! Die Glare
hat jo lange nichts von sich hören lassen! Hoffentlich
ist alles dort gut.“

„Ach bente, ja: es müfte dann mit dem Teufel
zugehen, wenn es anders wäre! Der Ginter hat ja
auch schon eine Bemüßigung geliebt.“

„Was ist denn der Streun unterer Glare dort?
Dann schreib sie das nie?“

„Das geht dich nichts an. Die Glare wuß, was
fie thut! Bei der hat's keine Stot! Ich wollte, du

warst erst so nett.“
 „Ja, laß nur. Da! Ich bin noch jung und fähig
 mich vorwärts recht wohl bei dir.“
 „Nun denn, bleibe da. Mach' nicht zu viel Vor-
 berechnungen, und Dorschell!“
 „Sie fahre unterdessen noch Berthin hinein; unter
 den Säulen, im Eise steiner, finde ich den silber-
 schenkel über dem Schemel und werde bald wissen, wer
 dort in Hülfskraft wohnt! Bleiben.“
 „Bleiben, Papa.“
 Der alte Herr, der sich bald darauf von dem
 bildlichen, weissen Thorst nach Berthin begab, lautete

unterwegs mit vielen Gefannten hergehende Griffe aus; war er doch recht beliebt bei allen.

Gretle eilte in das Wohnzimmer zurück. „Schnell, Minnie! Vater will mit mir auf einige Tage über Land; helfen Sie mir beim Packen. Ich nehme einige gute Kleider mit.“

„Auch den Schmuck, Fräulein?“

Margarete dachte nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spielerfrau.
Gedigte von H. Mithöfer.

(Schluß.) (Schmerzhaft vernehm.)
 Frau Therese lächelt stolz. Du, die Hosi, in dem
 fest eignes Stilletheibut. So was weisest der Mithelm
 elen nicht. Du dancst die, der arme Mithan, der immer
 zu gut, zu geduldig bei allem Gens ist, und der keine
 Freund, im Leben hat. Niemand die ist an seinem Ringende
 igund. Das fällt ihr zu schwer aus; der:
 „Mithelm“, zu hoch die an, als die Kinder schafen,
 „wieleicht kannst einen Schatz als Friede auf dem Gens
 brangen tragen: ich nehm dir's mit liebe, wenn du bidd
 hon wir trennst. Soll ja nit gewandt, was du nicht
 jenseemal, kannst nichts dult, ob's du kein Stillefies bitt
 und wenn du was richtig hat, kannst sie zu manndmal
 was schiden.“

„Mein, ich weis, was ich nicht. Du bist mein Freund und die Hoff' ist mein. Sind und wenn wir angucken gehen, so gehen wir mit einander angucken. Du, wenn du den Magen betriffen — ich mein', wenn wir nicht tragbar seihest, machen können — ich wollt' mir das Blut unter den Fingern vorarbeiten.“

„Ich kann's nit, Mithelm, ich kann's nit. Es heit' mein' dich, ich willst' denn und uns alle dort schick'n? Mein, nein, ich lei', und ferst' in meinem Magen, auf der Sonnbach?“

„Nacht für Nacht host' die Frau neben dem Bett

der kleinen Seemann, er hinter die Bruch-
Säule läßt sie sich nicht anfallen. Der Junge schalt
mit dem Stiefeln zusammen. So lange die Hölz ge-
luth war, hat die Mutter mit ihr das Lager ge-
eben in der Straßenthür ging das nicht mehr. Das letzte
Begehren machte dem Kind schmerzen. So hat sich
Graf Thierse gebückt, auf dem Schmel etwas ge-
schlucken, den Kopf an der Hölz Bett geleistet. In
der sehr Bewegung, bei jedem Laut der Steinen ist
sie hoch.

Siehe findet die Spielzeugen keinen
Lauten den Menschen des Mannes, der ein großes

[illegible]

Der Menschheit ihr's geschrieben, alles theil'ig, als daß
 Mensch so unendlich mit ansehn! Selbst wahr, er nicht an
 den Gedanken gekommen, er ist eben darum gewöhnt,
 daß sein Weib ihm die „Gerecht“ gaweh. Stellung macht
 er sich auf den Rücken.

Es ist bitter kalt heute. Die Spielereisen muß
 sich entziehen, ohne Weib sein Kissenhabere zu lan-
 sen. Der Mann ist garmittig, er gibt Recht. Die Reue
 können hoch nicht erziehen in ihrem Schachtel

Es ist wieder Weib. Der Kunde schachtel schon.

Der Pfaffie hoch wieder über Schmerzen klag, gib
die Mutter ein Haar von den drei Schurzhauntöpfen, die
noch aus der schlimmen Zeit bestehen. Das Kind muß
schlafen, sei schlafen. —
Nach einer Weile atmet die Pfaffie gleichmäßig, doch
Wittiel hat gewirrt.
Der Scherpe tritt vor einem dunklen Wintergottes-
bildchen nieder und läßt die Speichen ihres Violentengasses
durch die Finger gleiten, ein Zittern erbeben murmelnd.
Dann erhebt sie sich, packt den kleinen Ofen voll Hög-

Ich und macht sich am Noth, am Schieber zu schaffen.
Nun tritt sie ans Bett des Jüngers.
„Dennst Sterb, hast nit viel Freud gehabt im Leben
Ein hilflos Bett, hast nit ein fröhlich Leben

Einmal die Güte eines andern, so wird er ein Engel. Aber — das war alles! Ich einmal hat er Seßeln angeschafft, hat einmal haß arbeiten können. Sie streift ihn fast wie's Haar, er brecht sich an die andere Seite und schneidet weiter. Die Eheleserfrau nimmt ihren Platz auf dem Eschmel ein. Sie sagt mit ihrer Pracht das meiste Gauden bei den Feiern, steht bei Kopf an's Bett, und dann nichts ganz still im Eheleserbogen — — —
Mals der Mann am anderen Tag bei beginnender Dämmerung mit seinem Eschmel auf den Hof fährt, sitzt ihm die Eheleserfrau entgegen: „Sieh Frau umher,“ sagt Gott, „Söhne, das Unglück! Sieh die Feinde — alle bei dir. Das Gericht ist schon da, und die Feinde sind in der Reihenfolge.“

gefaßt — „Acht! Die Thores und die Stüder.“ Der Pfarrer faß sich an den Kopf und ein Bittern saust über seinen Körper — „erstlich — ja — wie denn?“

„Schlingens.“ Ihre Frau hat noch die Mähne besser halten wollen, und nachher, als sie auf die Knie angekniet hat, hat sie verzweifelt, den Schreiber aufzumachen, um so das Unglück zu vermeiden.

Der Stillschinn tannet auf den Wangen zu. Die Frau will ihn zurückhalten.

„Nehmen Sie doch mit in meine Stube, Döster —

Die Töchter kamen in einer dämmernden ruhigen Nacht.“

„Nun, mein ich bleib' im Hause, ich muß allein losfahren.“

„Sie sind nicht nur — ich — Heber Gott, alle drei alle drei! Und er hält die ganze Nacht um denn und denn, und er weiß, daß es sein Bestehen war, daß die Töchter mit dem Schicksal aus der Welt gegangen ist — leinstolzen kommt er fast sein soll.“

Der besessene Todesfall erregte die Teilnahme der ganzen Bevölkerung. Die Leute konnten mit Fingern und bei der Beschreibung bringen sich die Schuldigen um das Geschick und die Schuldigen ausführen soll

Die Schrift ist auch gekommen mit einem hohen Klang aus dieferen Höhen und Begeisterungsvoll, deren Schind und Arbeiter nicht anzuhören können. Das gütigste Gesicht des Hl. Gottes ist ganz von Tränen überflutet, als sie, nachdem sie Menge sich verlaufen hat, zu dem Abfchied tritt.

„Ich fol Ihnen noch was befellen vom meinem Herrn Saton. Sie haben ihm ja erzählt, daß die eigentliche Baumannschaft gekniet haben. Ihr nehmen keine Böden mehr biefen Sommer und die Leute find gar nie herquand.“ Da läßt der Herr Saton fragen, ob die

aus dem kommen wollen. Wie kommen jetzt gleich
eintreten. Welt, die tun's? Ich will mich so freuen!
Ein heller Glanz überleuchtet das Mannes Antlitz.
"Nicht, Sieht, sie gern! Eager Sie dem Herrn
Baron meinen schönsten Dank. Ich kann, ich
kann."
Das Mädchen nickt ihm freundlich zu.
"Ist's nicht eben also?"
Der Mann sieht nun ganz allein am Tisch, mit ge-
falteten Händen — lange, lange, in tiefem Schinen.
"Wie gut hast du's mit mir gemeint, armes Weib!
Das will ich dir immererzählen!"

Da diefen gefährlichen Sorten nehmend er sich zum
Gefahr. Ueber Erbsen und Bohnen ist alles erledigt. Ein in
der Stadt ansehnlicher Schmuckhändler kam den Mägden
und der Erbsen bedi die Hosen der Beerdigung und die
kleinen Schinken in hergebrachten Säcken und bei den
Abtheilungen. Einen Stoppfenning bezahlt der Mann noch
in der Stadt.
Nach drei Tagen schickte der Mann über die
Böde, die den Aufseher von der Stadt trennt. Schöne

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some minor discoloration and a small dark smudge near the center. The bottom edge of the page is bound into a dark, textured cover, possibly leather or cloth. The top edge of the page is slightly irregular, suggesting it might be part of a bound volume.

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some faint smudges and discoloration, characteristic of old paper. At the top of the page, there is a dark binding strip with visible stitching or staples. The bottom edge of the page is dark, suggesting the book's cover or another page.



This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some faint smudges and discoloration, characteristic of old paper. The left edge of the page is bound, showing dark stitching or thread. The overall tone is a warm, off-white or light beige.

[illegible]

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some minor creases and discoloration, characteristic of old paper. The left edge of the page is bound, showing the stitching and the inner cover material. The overall tone is a warm, off-white or light beige.